

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Heinrichs, in welches soziale Umfeld wurden Sie hineingeboren?

Meine Familie kommt aus Danzig. Ich wurde 1945 in Wetzlar geboren, nach der Flucht. Das ist an sich schon ein gutes Motiv, um Ethnologe zu werden, denn später professionalisiert man ja diese Flucht aus der eigenen Kultur, weil man sich in anderen Kulturen zuweilen alternative Lebensentwürfe erhofft. In der Fremde lernt man nicht nur etwas ganz anderes kennen, sondern auch das eigene Fremde und die eigene Unvertrautheit mit sich selbst. Das ist natürlich auch eine gute erste Mutprobe, um sich die eigene Identität zu erarbeiten. Identität ist ja keine feststehende Größe, sondern ein sehr flexibles Konstrukt, das man immer wieder aufs Neue erringen muss.



Meine Mutter floh damals ganz alleine, in einem sehr kalten Winter. Anfangs ist sie mit einem Pferdefuhrwagen und zwei Pferden losgezogen, doch die Tiere starben recht schnell und so musste sie mit der Bahn weiter vorankommen. Sie gelangte nach Norddeutschland, mein Vater kam etwas später nach. Es gab damals in vielen Städten Wände voller Zettel mit Personengesuchen. Ich habe später versucht, das zu rekonstruieren. Tatsächlich sind mein Vater und meine Mutter in Lübeck etwa zur gleichen Zeit dort hingegangen, um ihren Anschlag zu machen – so trafen sie sich wieder. Auf verschiedenen Etappen kamen sie nach Hessen und gingen schließlich nach Rheinland-Pfalz. Die damaligen Umstände, die ich auch oft beklagt habe, waren für das Selbständigwerden eigentlich sehr gut, und ich denke, dass hier ein wesentlicher Grund für meinen Beruf liegt. Ich erinnere mich beispielsweise, dass ich mal ein Buch¹ über eine Feuerlandreise geschrieben habe und darin gibt es eine Zeile, die auf einen Satz meiner Mutter zurückgeht: Meine Mutter war die Tochter eines Binnenschiffers auf der Weichsel und bei der Einschulung wurden die Kinder gefragt, wo sie wohnen. Meine Mutter antwortete in spontaner Poesie: »Ich heiße Ida Klavé und wohne auf dem Kahné.« Somit wollte ich Schriftsteller werden, um die Poesie meiner Mutter einzulösen und in die Welt hinaus zu tragen.

Wir kamen also nach Rheinland-Pfalz, genauer gesagt nach Monsheim und Niederflörsheim, da war ich etwa drei bis vier Jahre alt. Ich habe nur fragmentarische Erinnerungen an die ersten Szenen; dramatische und auch traumatische Augenblicke gab es schon. Mein Vater, der in Preußen Großgrundbesitzer war, musste nun plötzlich als Knecht arbeiten und wurde sehr schlecht behandelt. Er hatte ein eher mildes Wesen, während meine Mutter eine sehr stolze Frau war. Beide litten stark unter den Erniedrigungen. Es gab auch immer kleine Hilfsmittel, um dem etwas entgegenzusetzen – meine Mutter legte beispielsweise auch während der Anstellung als Putzfrau nie ihr goldenes Armband ab.

Ich kam dann in die Volksschule und der erste Satz in meinem Zeugnis sagte aus, dass ich beim Lesen noch besser werden müsse. Irgendwie habe ich den Eindruck, dass solche Sätze eine unglaubliche Anforderung an die jeweilige Person stellen, sodass man am Ende besser lesen kann als alle anderen, ja zum Vorleser im Radio wird. Das verdanke ich auch meiner Mutter, die darauf geachtet hat, dass wir zuhause ein sehr gutes Hochdeutsch sprachen. Sie hat uns geradezu verboten, einen Dialekt zu sprechen. Damals fanden wir das natürlich nicht so lustig, aber heute weiß ich, wie gut es war, eine große Sorgfalt auf die Sprache zu legen.

Gab es denn während Ihrer Schulzeit schon Impulse, die Sie auf Ihren späteren Weg hingeführt haben?

* Ich habe das Gespräch sprachlich leicht überarbeitet, dabei aber den Duktus und auch die Spontaneität der mündlichen Antworten vollständig beibehalten. [H.-J. Heinrichs, Juli 2011]

¹ Hans-Jürgen Heinrichs, Das Feuerland-Projekt. Über das Reisen, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg, 1997.

Das ist eine Frage, die mich immer sehr beschäftigt hat, sowohl lebensgeschichtlich als auch theoretisch. Bei anderen Ethnologen interessiert mich das ebenfalls, und in meinen Seminaren frage ich die Studierenden zu Beginn eines Seminars immer nach ihrer Motivation. Dabei gab es manchmal berührende Szenen, weil einige von ihnen zum Teil schon sieben oder acht Semester studiert hatten und bei der Frage beinahe zu weinen anfangen, weil sie das noch nie gefragt worden waren. Ich finde das eigentlich enorm wichtig, denn nach meiner Erfahrung ist Wissen nur dann sinnvoll, wenn es an eine persönliche Motivation und an ein Begehren gekoppelt ist.

Also wo liegt eigentlich der Wunsch, die Fremde zu erfahren? Michel Leiris meinte zum Beispiel, dass er Schriftsteller und Ethnologe geworden sei, um die Illusion zu erhalten, dass er selbst der Schöpfer seiner Sprache und seiner Person ist. Ich denke, es ist sehr wichtig, dass man diese Illusion hat, sich an dieser Illusion abarbeitet, dass man den eigenen Exotismen nachgeht. Was man an der Fremde beobachtet, sind ja in der Regel Schichten, die wir in uns selbst entdecken wollen. Auch bei Lévi-Strauss gibt es dieses wunderbare Beispiel, dass er als kleiner Junge, der noch kaum sprechen konnte, auf zwei Schilder wies und zu seiner Mutter sagte, er könne lesen. Er wies auf zwei Schilder und sagte: Das heißt zweimal »bou« - einmal war es »boulanger«, also der Bäcker, einmal war es »boucher«, der Metzger. Später meinte er, er habe als Strukturalist eigentlich nichts anderes gemacht, als in den Varianten die Invarianten zu entdecken – also die dem Verschiedenen zu Grunde liegenden gemeinsamen Strukturen.

Auf meine Person bezogen glaube ich, dass folgende frühe Erfahrung wichtig war: Als ich etwa drei Jahre alt war, ging ich mit meiner Mutter an einem Deich in der Nähe von Cuxhaven spazieren. Ich entdeckte dabei den Schatten eines Menschen und rief das meiner Mutter zu. Ich denke, das war irgendwie mein erster Versuch als Ethnologe: in einem Schattengebilde einen Menschen zu sehen, ihn als Menschen zu erkennen. Wobei das Ethnologische bei mir nicht primär über das theoretische Interesse kam, sondern eher über das Reisen.

Ich reiste bereits sehr früh, auch auf abenteuerliche Weise. Noch vor dem Abitur fuhr ich beispielsweise mit einem selbstgebaute Moped nach Paris und trampelte durch Europa. Später, in meinem ersten Semester, brachte ich für einen Perser ein Auto nach Teheran. Das Reisen - also die Fremderfahrung - war immer sehr präsent, dem bin ich eigentlich auch als Ethnologe treu geblieben.

Ich habe auch nie eine klassisch ethnographische Forschung gemacht, denn für mich war Ethnographie immer individuelle Eroberung und aufs engste verbunden mit dem Schreiben – ich konnte eigentlich nicht reisen, ohne zu schreiben. Diesbezüglich gibt es ein sehr wichtiges und auch lustiges Initialerlebnis: Nach der Mittleren Reife bin ich von der Schule gegangen, weil ich wie mein älterer Bruder Ingenieur werden wollte. Grundbedingung dafür war, dass man erst mal eine Lehre macht. Ich begann also eine Ausbildung als Stahlbauschlosser. Doch dann gab es zwei Ereignisse, die mich auf einen anderen Weg brachten. Zum einen hatte meine Mutter ein Abonnement für das Theater in Mainz und als sie eines Abends verhindert war, fragte sie mich, ob ich nicht hingehen wolle. Ich sah das Stück »Bernarda Albas Haus« von Lorca und wusste plötzlich, dass es noch eine andere Welt, eine Parallelwelt, gibt.

Gleichzeitig geschah eine zweite Sache. Mein Bruder hatte die Idee, dass er sich jetzt, da er Ingenieur war, auch Bücher kaufen müsse, die über sein Fachwissen hinausführen. Er ging also in eine Buchhandlung und erklärte der Buchhändlerin, dass er sich eine Bibliothek aufbauen wolle. Diese wunderbare Frau empfahl ihm - wahrscheinlich in einem Anflug von Wahnsinn - folgende Bücher: Friedrich Nietzsches »Also sprach Zarathustra«, Henry Millers »Wendekreis des Krebses« und William S. Burroughs' »Naked Lunch«. Das waren wirklich drei extreme Bücher.

Jetzt beginnt allerdings auch die mythische Überhöhung, denn ich habe diese Geschichte in meinem Inneren so oft gewendet – was ebenfalls wichtig ist in der Ethnologie, denn es sind ja Geschichten, die wir erzählen. Von dieser Episode mit den Büchern könnte ich nun nicht mehr sagen, dass es genau so war. Ich habe mir sicherlich auch ausgemalt, wie mein Bruder sich dann in seinen Ohrensessel setzte, diese Bücher anguckte, sie als Unsinn abtat und in die Ecke warf – wo ich sie dann aufhob und wusste: Das ist meine Welt!

Wurden Sie in Ihrem Interesse am Fremden von Ihren Eltern und Lehrern bestärkt? Oder war das eher eine eigene und individuelle Entwicklung?

Das war ganz und gar individuell. Was meine Mutter angeht, sie wäre gern in der Stadt geblieben, denn sie hatte eine enge Beziehung zum Theater. Wenn man nun den Begriff der Delegation anwendet und sagt, dass die Eltern ihr ungelebtes Leben an die Kinder delegieren, dann habe ich das nicht erfüllte Leben meiner Mutter zu vollenden versucht – mein Studium habe ich ja 1969 mit den Fächern Theaterwissenschaft, Germanistik und Philosophie begonnen.

Bei meinem Vater sah das etwas anders aus. Ich erinnere mich noch, wie mein Deutschlehrer ihn bei der Abiturfeier dazu beglückwünschte, dass sein Sohn das Abitur bestanden hatte, woraufhin mein Vater nur erwiderte, es wäre ihm lieber gewesen, wenn ich nicht bestanden hätte und es somit eine weitere Arbeitskraft auf dem Bauernhof geben würde. Heutzutage sehe ich das allerdings nicht als hinderlich, sondern bin mir bewusst, dass ich schon ein Workaholic bin – es ist ja ein völliger Unsinn, so viele Bücher zu schreiben, wie ich es getan habe. Diese Leistungsbezogenheit - also dass man nur etwas wert ist, wenn man arbeitet - ist eine Folge meiner Erziehung. Sonst kam kaum Unterstützung, aber das ist auch gut so, dann muss man sich das selbst erarbeiten.

Interview vom 17.11.2009, durchgeführt in H.-J. Heinrichs Wohnung in Berlin (Freigabe durch H.-J. Heinrichs am 27.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Ethnologie habe ich als Fach eigentlich nie studiert, sondern mir auch selbst erarbeitet, einem instinktiven Gefühl folgend. Niemand hat mir gesagt, dass es Victor Segalen, Claude Lévi-Strauss oder Michel Leiris gibt. Ich hatte in der Schule kaum Französisch gelernt, doch als ich diese Autoren entdeckte, fühlte ich mich stark angezogen. Um sie im Original lesen zu können, habe ich eben die Sprache gelernt. Auch das Redigieren und Herausgeben von Bachofens »Das Mutterrecht«² und meine Arbeiten über den Strukturalismus in der Psychoanalyse und der Ethnologie habe ich mir eigentlich allein angeeignet, ebenso das Thema meiner Doktorarbeit (»Ansätze zu einer Neubegründung der Wissenschaften vom Menschen in Ethnologie und Psychoanalyse«, 14.07.1977) All das war Ethnologie, es war Ethnopschoanalyse, es war Ethnopoese – aber es war vollkommen selbst erarbeitet. Promoviert habe ich dann in Sozialpsychologie, mit dem ethnologisch-psychoanalytischen Thema.

Warum haben Sie das Fach nicht studiert?

Es hätte eigentlich nahe gelegen, Ethnologie zu studieren, doch meine Interessen waren sehr breit gestreut. Als erstes war da der Wunsch, ans Theater zu gehen. Eigentlich hätte ich auch sofort eine Regieassistentin bekommen, aber dann war wiederum der Wunsch zu reisen sehr groß. Mich hat auch die Philosophie fasziniert, ich wollte Wittgenstein, Heidegger und natürlich Adorno lesen. Das habe ich dann auch studiert. Damals war es ja noch einfach, viele verschiedene Fächer auszuprobieren, ich habe beispielsweise auch einfach ein Semester Linguistik studiert. Damit verbunden gab es in Köln damals die Afrikanistik.

Im vierten Semester bekam ich über die Philosophie ein Stipendium in Rom und arbeitete über die Einflüsse des deutschen Idealismus auf die italienische Hermeneutik. In Rom gelangte ich auch in die Filmszene, spielte verschiedene Rollen und lernte all die damaligen großen Regisseure und Schriftsteller kennen, beispielsweise Jean-Marie Straub und Ingeborg Bachmann. Man konnte sich fast selbstverständlich in diesen Kreisen aufhalten.

Dann kam bei mir verstärkt der Wunsch auf, selbst zu schreiben. Ich ging 1970 wieder nach Deutschland und schickte meine Texte an verschiedene Zeitschriften und Rundfunkanstalten. Das wurde sofort positiv aufgenommen, und so gab es keinen Grund, weiter zu studieren, da ich die Ethnologie ja eigentlich praktizierte. Es war damals sicher auch eher möglich, als junger Mensch Bestätigung von den Verlagen zu erhalten. Ich schickte etwas an Hans Paeschke vom »Merkur«, an Hans Bender von »Akzente« und an Alfred Kolleritsch von »Manuskripte«. Es waren bestimmt auch einige ethnologische Zeitschriften dabei, sie haben meine Texte alle genommen. Ich dachte, man schickt etwas dorthin und ist dann automatisch Schriftsteller. Ich schrieb also, aber der Zusammenhang mit der Universität blieb immer bestehen, wobei er nie auf die Ethnologie konzentriert war. Die Verbindung entstand eher dadurch, dass ich über ethnologische Autoren schrieb, die mich dann wiederum anschrieben. Ich war beispielsweise der erste, der damals in Deutschland über Georges Devereux schrieb. Er rief mich daraufhin an und lud mich ein, ihn zu besuchen. Später habe ich auch ein Buch³ über Lacan und Lévi-Strauss veröffentlicht. Lévi-Strauss schrieb mir auch und meinte, dass ich ihn jeder Zeit besuchen könne. Doch ich wusste, dass er lieber alleine ist und schreibt, also haben wir korrespondiert.

Die Verbindung zu Karl-Heinz Kohl entstand, als ich über ein ausgezeichnetes Buch⁴ von ihm schrieb und er sich bei mir meldete, um ein Treffen zu arrangieren. Auch ist es ein Zufall, dass ich über Ethnologie promovierte, denn eigentlich hatte ich mich dahingehend eingerichtet, als Schriftsteller und freier wissenschaftlicher Autor zu arbeiten. Doch traf ich damals in Frankfurt auf Alfred Lorenzer, einen ungewöhnlichen Psychoanalytiker. Er schlug vor, dass wir gemeinsam eine Arbeit über Psychoanalyse, Ethnologie, Literatur und vor allem Hermeneutik schreiben. Er hatte diese spezielle Form der psychoanalytischen Hermeneutik entwickelt, das war sehr interessant. Er wünschte sich, dass ich die psychoanalytische Hermeneutik auf die Ethnographie anwende. Das interessierte mich, aber ich blieb methodisch sehr offen. Auf meiner ersten großen Reise in den Sudan - während der Fahrt auf dem Nil - erschien es mir beispielsweise besonders wichtig, dass die Reiseform und die Schreibform in Korrespondenz zueinander stehen sollten.

Mit Alfred Lorenzer saß ich in Frankfurt oft im Café Laumer, das durch Adorno und Andere berühmt geworden war. Eines Tages kam Thomas Leithäuser, ein Sozialpsychologe aus Bremen, dazu und wir hatten ein wunderbares Gespräch zu dritt. Er fragte mich schließlich, warum ich mich nicht habilitieren würde, denn er hielt die Idee der Verknüpfung von Ethnologie, Ethnopschoanalyse und Ethnopoese für sehr spannend, ja sogar für eine entscheidende Weiterentwicklung der Ethnologie. Lorenzer meinte daraufhin lachend, dass ich noch nicht mal promoviert sei. Das sollte ihres Erachtens nachgeholt werden und ohne mein Wissen stellten sie einen Antrag in Bremen. Dort gab es die kumulative Promotion. Ich bekam dann überraschenderweise ein Schreiben vom zuständigen Rektor, der mir bestätigte, dass ich zur Promotion angenommen sei und innerhalb des nächsten halben Jahres ein fünfzigseitiges Manuskript verfassen müsse, worin die internationale Bedeutung meiner Arbeit darzulegen sei. Das war die Bedingung für die kumulative Promotion.

² J.J. Bachofen, Das Mutterrecht: Eine Untersuchung über die Gynaiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1975.

³ Hans-Jürgen Heinrichs, Sprachkörper. Zu Claude Lévi-Strauss und Jacques Lacan, Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1983.

⁴ Karl-Heinz Kohl, Exotik als Beruf, Campus Verlag, Frankfurt am Main, 1986.

Was schreibt man da als Schriftsteller, der sich mit den unterschiedlichsten Themen beschäftigt?

Nun, die Schwerpunkte dessen, was ich damals publiziert hatte, waren schon wichtig. Ich hatte zum einen Bachofens Mutterrecht lesbar gemacht, das ja ein äußerst umfangreiches Buch ist, ein Steinbruch nahezu. Selbst die großen Heroen unserer Geistesgeschichte - zum Beispiel Benjamin und Bloch - fanden Bachofens Werk zwar großartig, hatten aber zumeist nur die Einleitung des Autors gelesen. Der Suhrkamp Verlag versuchte dann jahrelang jemanden zu finden, der das Original bearbeitet und daraus ein etwa fünfhundertseitiges Buch nebst Materialienband macht. Ich habe dann auch die gesamte Wirkungsgeschichte von Bachofens Mutterrecht, die unglaublich breit ist, aufgearbeitet. Ich habe auch viele Ethnologen zu Bachofens Ausführungen befragt, und die schönste Antwort kam von Claude Lévi-Strauss, der mir schrieb, es sei genial, aber falsch.

Zudem hatte ich über Devereux' Konzept der Ethnopschoanalyse und Ethnopsychiatrie geschrieben und dessen Bedeutung herausgearbeitet. Außerdem hatte ich mich mit dem Konzept der Ethnopschoanalyse bei Parin-Morgenthaler beschäftigt und mich auch mit jenen Richtungen der Ethnopschoanalyse auseinandergesetzt, die außerhalb Deutschlands entstanden, in Österreich, der Schweiz und den USA.

Der dritte Punkt war, dass ich die ethnologischen Schriften von Michel Leiris in Deutschland bekannt gemacht hatte, ebenso die Werke von Hubert Fichte und Victor Segalen. Das waren Öffnungen der akademischen Ethnologie, die meines Erachtens entscheidende Neuerungen des 20. Jahrhunderts gebracht haben: Sowohl die Ethnologie um die Ethnopschoanalyse zu erweitern, als auch die Poetologie als einen Bestandteil der Ethnologie herauszuarbeiten. Später kam auch der ethnographische Film hinzu.

Diese Themen nahmen im damaligen internationalen Diskurs ja eine zentrale Rolle ein, wurden in Deutschland jedoch weniger diskutiert. Wie erklären Sie sich diese Diskrepanz?

Man darf nicht unterschätzen, dass diese Richtungen ja als eine Unterwanderung der akademischen Richtung des Fachs gelesen werden können und die konventionelle Rolle des Ethnologen auch in Frage stellen. Wenn man beispielsweise sagt, dass jede Beobachtung eine Beobachtung am Beobachter ist, dann bedeutet das, wir nehmen eigentlich nicht das Fremde dort im Außen wahr, sondern wir nehmen den Widerhall, den das Fremde in uns erzeugt, an uns selbst wahr. Und wir nehmen es natürlich in einer verzerrten Weise wahr, über Projektionen, Identifikationen und Distanzierungen – also über Psychomechanismen. Devereux und andere stellten damals die Forderung auf, dass jeder Ethnologe eine Psychoanalyse gemacht haben sollte, um die Rolle seiner Person, also auch seiner Sexualität, im Erkenntnisprozess wahrzunehmen. Dabei haben Ethnologinnen Zugänge zu Frauengesprächen, die Männern verschlossen sind. Ein Homosexueller wird eine rituelle Szene beispielsweise anders wahrnehmen als ein Heterosexueller. Hat der Homosexuelle sich geoutet, wie etwa Hubert Fichte das getan hat, so wird er vielleicht ein Geschehen in einem Ritual ganz offensiv und lustvoll beschreiben, das ein anderer Ethnologe eher übersieht. Er wird dem homosexuellen Aspekt und den Fetischen eine geradezu dekorhafte Szenerie widmen, während der Heterosexuelle das eventuell gar nicht erwähnt. Ein unterdrückter Homosexueller wird das Ritual wieder auf eine andere Weise darstellen. Hinzu kommt, dass, wie gesagt, ein Mann zu bestimmen Szenen keinen Zugang hat, während es einer Frau mühelos gelingen kann, vor allem wenn sie Mutter ist. All das sind ja Bedingungen, die offen gelegt werden sollten und das gefällt der akademischen Ethnologie nicht immer.

Bezüglich der Ethnopoese gibt es ja das Vorurteil, dass wahre, präzise Wissenschaft nicht heiße, „schön“ zu schreiben. Wenn der ethnopoetische Aspekt auf dieses Schönschreiben reduziert wird, erscheint der poetische Bezug zur Sprache eher als ein Defizit. Ich musste meinen Studenten in den ersten Semestern immer mühsam beibringen, dass es nicht darum geht, schön zu schreiben, sondern Sätze zu bauen, die die Komplexität, das heterogene und disparate Geschehen, darzustellen vermögen. Die Ethnologie hätte eigentlich den Schritt machen müssen zu fragen, was man mit einer wissenschaftlichen Methode besser darstellen könne als mit einer literarischen Methode. Und was wiederum kann man mit einer literarischen oder filmischen Form besser darstellen als mit einer wissenschaftlichen Form. Wenn sich das dann gegenseitig beeinflusst und bereichert, dann ist es der Idealfall.

Was Sie gerade beschreiben, war ja später in der Interpretativen Ethnologie und der Postmoderne dominierend. Haben Sie das, gemeinsam mit einigen Anderen, sozusagen vorweggenommen?

Für mich begann diese Entwicklung mit Victor Segalens »Ästhetik des Diversen«⁵ und »Les Immémoriaux«⁶. Diese Bücher sind ja ethnopoetische Texte – das ist ein wichtiger Gesichtspunkt, denn die Ethnopoese ist von

⁵ Victor Segalen, Die Ästhetik des Diversen. Versuch über den Exotismus, Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1983. Originalausgabe: Montpellier, 1978.

⁶ Victor Segalen, Les Immémoriaux, Mercure de France, Paris, 1907.

Amateurethnologen entwickelt worden, also von Autoren und Reisenden, die sich von einer fremden Kultur tief berühren ließen und dafür eine sprachliche Form suchten. Bei Segalen gibt es keine Trennung zwischen dem wissenschaftlichen Interesse, dem Literarischen und der Lust am Reisen. Das heißt aber nicht, dass Ethnologen immer große Reisende waren. Marcel Mauss beispielsweise hat nur einen kleinen Aufsatz über seine Marokkoreise⁷ geschrieben. Auch Lévi-Strauss war letztlich nicht der große Reisende. Ich selbst war lange Zeit ein lustvoller Reisender, heute bin ich das nicht mehr. Aber die Amateurethnologen waren große Reisende und haben sich auch mit Haut und Haaren, durch eine Art Travestie, in die andere Kultur verwandelt, während andere sehr distanziert blieben oder in einer Form von Schizophrenie verharrten. Einem Konflikt sind wir immer ausgesetzt: entweder wir überhöhen oder erniedrigen das Fremde. Mit dem Unbekannten, dem Fremden und Anderen in uns selbst machen wir das auch so.

Andererseits beklagen viele Kollegen, dass die Studenten eben nicht mehr von dieser Lust am Reisen und der Fremderfahrung getragten würden, auch weil das Fremde durch die Medialisierung fast alltäglich erscheint.

Paul Virilio hat es gut beschrieben: Wenn die Fremdheit und das Fremde zu uns kommen und wir uns nicht mehr auf sie zubewegen müssen, werden wir eigentlich Gefangene unseres eigenen Raumes. Der Raum wird also durch die Globalisierung nicht nur weiter, er wird auch verengt. Wenn es kein Außen mehr gibt, weil alles sozusagen im Binnenraum ist, dann ist das natürlich eine ganz verrückte Situation.

Andererseits stehe ich den Klagen der Ethnologieprofessoren ein bisschen skeptisch gegenüber. Meine Erfahrung mit den Studierenden zeigte eher, dass ich meine Freude am Schreiben und dem offenen Umgang mit der Ethnologie auf sie übertragen konnte. Ich glaube, im Inneren möchte sich jeder Ethnologiestudent begeistern lassen, er möchte reisen und Erfahrungen machen. Niemand möchte dumm bleiben. Wir werden auch nicht dumm geboren, sondern wir werden von den Potentialen her ganz reich geboren. Es ist die Aufgabe des Ethnologieprofessors, als Mäeutiker zu fungieren, also etwas zu öffnen und zum Leben zu bringen. Wenn der Ethnologieprofessor lustvoll mit seinen eigenen Wünschen umgeht, dann kann er das meiner Meinung nach auch übertragen.

Sie haben während Ihrer Laufbahn sehr viele Lehraufträge angenommen. Was war die Motivation dafür?

Für mich war es sehr wichtig zu unterrichten, denn wenn man mit jungen Menschen zusammen ist, wird auch immer das eigene Jugendliche angesprochen. Ich habe mich auch immer daran gefreut, wenn die Studierenden plötzlich sehen, welche Welt ihnen eröffnet werden kann. Das war immer ein sehr lebendiger Zusammenhang, den ich mit Studenten und Studentinnen mehr genossen habe als mit altersgleichen Freunden, die oft schon mit fünfzig nur zurückblicken wollten – ich wollte jedoch in der Offenheit nach vorne leben. Nach meiner Promotion hätte ich zum Beispiel auch unmittelbar in Kassel in die Lehre gehen können, obwohl ich noch nicht habilitiert war. Ich lehnte jedoch ab, weil ich das Gefühl hatte, auf diese Weise bürokratisiert zu werden. Ich wollte eben frei sein und auch viel reisen, nicht immer nur im Auftrag einer Institution. Von Lévi-Strauss gibt es ja auch diese schöne Formulierung, dass wir keine Forschung mehr betreiben, sondern Wissenschaft verwalten.

Allein das Wort Wissenschaft enthält etwas Erstarrtes. Aber die Lehraufträge gaben mir über Jahre hinweg die Möglichkeit zu unterrichten: in Deutschland hauptsächlich in Marburg, Mainz und Frankfurt, in der Schweiz in Zürich und Fribourg. Ich habe eigentlich in jedem Seminar immer wieder neue Dinge gemacht, wobei sich die Ethnopschoanalyse und die Ethnopoese als Themen durchgehalten haben. Später kam dann auch der ethnographische Film hinzu.

Zur Ethnopoese sollte man vielleicht noch sagen, dass es ja verschiedene Begriffe gibt, die da erfunden wurden. Bei Leiris gab es die Formulierung »Ethnoästhetik«, das war eine Möglichkeit. Helmut Heißenbüttel hat den Begriff der »Poetischen Anthropologie« verwendet, ich selbst sprach von »Ethnopoese«, »Poetischer Ethnographie« und »Selbstethnographie«. Damit ist auch gemeint, dass wir die Ethnographie an die Selbsterforschung binden müssen, an selbstreflexive Momente, bei denen es neben der gedanklichen Selbstbefragung auch um die emotionale Selbstbefragung geht. Und die Ethnopschoanalyse versucht methodisch erst einmal nichts anderes, als das psychoanalytische Setting und das dazugehörige Vokabular in die Befragung des Anderen einzubeziehen. Man ist als Ethnopschoanalytiker ohnehin schnell eingebunden in die Interaktionsspiele und die Konflikte. Das ist teilweise sehr heikel, man kann sich nur schwer entziehen und wird natürlich auch in Rollen gezwängt. Wichtig ist aber vor allem der Grundimpetus als Ethnopschoanalytiker, sich einzufühlen in die anderen Menschen und ihre Konflikte. Ein Ethnopschoanalytiker, der eine psychoanalytische Ausbildung hat, weiß natürlich, was für ein komplexes Geschehen von Übertragung und Gegenübertragung das ist. Ein Ethnologe, der davon wenig weiß, wird viel stärker zu Verzerrungen neigen. Das ist auch legitim, aber es muss Schritt für Schritt aufgeklärt werden.

⁷ Marcel Mauss, Marokkanische Reise, Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1980.

Ist die Ethnopoese also der Weg, das Material zu bearbeiten?

Nein, das würde ich anders sagen. Meines Erachtens ist jede Erkenntnis von Anfang an an eine sprachliche Verfasstheit gebunden. Wir haben nie Fremderfahrungen ohne die Sprache, das ist völlig unmöglich. In der Ethnologie stellen wir quasi Texte her – kein Ethnologe kann etwas jenseits einer Textstruktur vermitteln. Von dieser Textstruktur muss er ein Bewusstsein haben; wenn er Sätze baut, muss er wissen, dass diese Sätze Wirklichkeit auf eine bestimmte reduktionistische Weise wiedergeben. Die Wirklichkeit ist aber in sich eine komplexe, eine heterogene, eine synkretistische, eine palimpsesthafte Angelegenheit, die tausendfach von Schichten überlagert ist. Wenn ein Ethnologe jedoch nur eine Sprache zur Verfügung hat, die sehr linear vorgeht, wird er zum Beispiel niemals die Komplexität und Theatralik eines Rituals voll erfassen können. Deswegen wäre meine Idee, dass Rituale möglichst auch immer von einem Schriftsteller und einem Filmemacher mit dargestellt werden – so wie Hubert Fichte es zum Beispiel anhand der sprachlichen Rhythmik versuchte, oder Michael Oppitz in seinen Filmen. Es ist eigenartig, dass die Ethnologie - bis auf wenige Ausnahmen - sehr stark mit Ausschließungsmechanismen arbeitet. Ich verstehe, dass es Angst macht, sich dieser Komplexität zu stellen, aber der Ethnologe müsste das eigentlich leisten. Wie sollen wir die Komplexität und die Prozesse, die sich momentan abspielen, vermitteln, wenn wir nicht in einem engen Kontakt mit Soziologen, Verhaltenswissenschaftlern und Politikwissenschaftlern, mit Künstlern und Schriftstellern stehen? Wir müssen einen neuen Kulturbegriff entwickeln, und die Ethnologie sollte meiner Meinung nach die Basiswissenschaft sein, weil sie die grundlegendste Auseinandersetzung mit dem Eigenen und dem Fremden bietet. Zudem hat sie auch die Selbstreflexion von Anfang an thematisiert, was sie aber unter Umständen auch daran hindert, so erfolgreich wie andere Wissenschaften zu sein.

Ich möchte zu Ihrem Buch »Erzählte Welt«⁸ kommen, welches Sie 1996 veröffentlicht haben. War Ihnen beim Schreiben klar, dass es Ihr zentrales Werk werden würde?

In meinem Selbstverständnis ist es eher so, dass jedes Buch immer das nächste hervorrufen. Die Bücher schreiben sich selbst voran und bedingen einander. Jedes Buch, das man gerade schreibt, ist in der Selbsterfahrung natürlich immer das Wichtigste. »Erzählte Welt« hatte den großen Vorteil, an eine Art Stiftungs-Professur von der VW-Stiftung gebunden zu sein. Das lief in Marburg über zweieinhalb Jahre, in denen ich einfach nur schreiben konnte und an der Uni die Arbeiten erledigte. Es gibt darin auch ein Kapitel über den ethnographischen Film, das ist auch die Frucht der Seminare mit den Studenten und Studentinnen. Damals, beim Schreiben, habe ich mich zum ersten Mal in der Lage gesehen, ganz unterschiedliche Wahrnehmungs- und Darstellungsformen von Wirklichkeit zusammenzubringen. Die Grenzen sind ja nachträglich geschaffen, ursprünglich nimmt man die Wirklichkeit nicht unter den Aspekten der Literatur oder der Wissenschaft oder des Films wahr, sondern man schaut, man hört, man fühlt, man schmeckt – alles ist gleichzeitig da. Michel Serres hat das in den »Fünf Sinnen«⁹ sehr schön beschrieben. Wir begegnen auch in der Fremde nicht einer Kultur, sondern wir begegnen Menschen. Wir nehmen Gerüche wahr, wir fühlen uns ein, wir haben Wut, wir haben Trauer, wir haben Freude, wir verstehen, wir verstehen nicht... Georges Devereux hat mal gesagt, man habe bei den Geistes- und Humanwissenschaften manchmal den Eindruck, als sei gar nicht von Menschen die Rede. Doch wenn wir Menschen wahrnehmen, sind wir sofort in dieser Komplexität drin.

Für mich war es immer so, dass ich in der Situation entschied, wie ich darüber schreibe – ob in der Form eines Gedichtes, einer Erzählung, eines Essays oder einer Forschung. Ging es mir beispielsweise um die Erforschung eines Rituals, dann las ich die entsprechende Literatur und ging in einen Dialog mit jenen Ethnologen, die das erforscht haben, möglichst Filmemachern. Geriet ich zum Beispiel bei einer Durchquerung der syrischen Wüste in eine existentielle Gefährdung, die ich hinterher zu beschreiben versuchte, dann musste ich eine ganz andere Form dafür wählen, und konnte dennoch weiterhin Ethnologe bleiben. Ich hatte immer das Gefühl, mir stehen grundsätzlich alle Formen zur Verfügung, ich muss sie nur benutzen. Als ich »Erzählte Welt« schrieb, hatte ich einen bestimmten Punkt erreicht, eine Perspektive, unter der es mir auch möglich war, die Kunst - zum Beispiel vom Arnulf Rainer - mit hineinzunehmen. Erstaunlicherweise war dieses recht komplexe Buch überhaupt nicht so erfolgreich, wie der Verlag und auch ich gehofft hatten. Wir hielten es für ein „Hauptwerk“, während andere meiner Bücher viel höhere Auflagen hatten – beispielsweise die Biographie über Michel Leiris¹⁰ oder die Studie »Die katastrophale Moderne«¹¹ und »Inmitten der Fremde«¹².

⁸ Hans-Jürgen Heinrichs, *Erzählte Welt*, Rowohlt Verlag, Reinbek, 1996.

⁹ Michel Serres, *Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische*, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 1998.

¹⁰ Hans-Jürgen Heinrichs, *Ein Leben als Künstler und Ethnologe. Über Michel Leiris*, Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1981. Taschenbuchausgabe: S. Fischer Verlag, 1992.

¹¹ Hans-Jürgen Heinrichs, *Die katastrophale Moderne*, Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1984. Taschenbuchausgabe: S. Fischer Verlag, 1987.

¹² Hans-Jürgen Heinrichs, *Inmitten der Fremde. Von In- und Ausländern*, Rowohlt Verlag, Reinbek, 1992.

1980, also zu einer Zeit, als bei vielen Studierenden ein großes Interesse an der Ethnologie aufkeimt, gründeten Sie den Qumran Verlag. Wie kam es dazu?

Das war eine ganz spontane Situation. Verschiedene Schriftsteller und Ethnologen - vor allem Hubert Fichte und Helmut Heißenbüttel - fragten mich, ob ich nicht einen Verlag gründen könne, bei dem sie ihre Texte veröffentlichen und auch ihre Bücher so gestalten können, wie es ihnen gefällt. Ich dachte mir: »Ja, warum nicht?« Ich folgte immer der Idee, wenn man etwas wünscht, dann kann man es auch machen. Also gründete ich den Verlag, in einer Nacht-und-Nebel Aktion, denn ich wusste ja gar nicht, wie man so etwas macht. Ich ließ mich ins Handelsregister eintragen, und plötzlich war ich Einzelhandelskaufmann. Ich hatte gar kein Geld, also schrieb ich meine Freunde an und bat sie, mir etwas zu leihen, damit ich das Mindestkapital aufbringen konnte. Das hat ganz gut funktioniert. Ein Rückzahlungsdatum wurde zwar nie vereinbart, aber die Geldgeber bekamen erst einmal alle Bücher des Verlags auf Lebenszeit.

Der Verlag wurde im Februar 1980 gegründet und ich wollte unbedingt schon auf der Frankfurter Buchmesse, die im Oktober stattfand, präsent sein. Mir war sofort klar, ich mache den Verlag ganz anders, mit einem strengen Konzept. Das erste Programm beschäftigte sich ausschließlich mit Afrika, aus ethnologischer, künstlerischer und literarischer Sicht. Claude Lévi-Strauss beispielsweise lenkte meine Aufmerksamkeit auf einen Text von Marcel Mauss,¹³ der einmal an einer vollkommen entlegenen Stelle veröffentlicht worden war. Von Joseph Beuys, bekam ich Photographien seiner Sandzeichnungen in Afrika, völlig verrücktes Material¹⁴. Von Fichte erhielt ich einen unveröffentlichten Text, über die Psychiatrie in Senegal¹⁵. Vom Musée de l'Homme erhielt ich Fotografien der Masken der Dogon¹⁶, Felszeichnungen¹⁷ aus der Sammlung der frühen Expeditionen von Frobenius. Von den meisten Ausgaben gab es auch nummerierte und signierte Editionen. Außerdem war einer meiner Freunde, Ulrich Bechler, für die Ständevertreibung bei der Buchmesse zuständig. Ich rief ihn an und forderte etwas dreist einen Stand direkt neben Suhrkamp und Hanser. Er meinte, das sei unmöglich, doch als wir uns etwas später in seinem Büro trafen und ich ihn - eigentlich im Scherz - mit gutem Wein zu bestechen versuchte, bekam ich einen Stand neben einem großen Verlag. Die Messe wurde für uns dann auch ein Riesenerfolg: Die ZEIT brachte einen großen Artikel, ebenso ausführlich berichteten die Frankfurter Rundschau und die Süddeutsche Zeitung und viele andere. Innerhalb weniger Wochen war der Qumran Verlag sehr bekannt, ohne dass ich auch nur einen Pfennig für Werbung ausgegeben hatte. Selbst Gallimard kam zu mir und meinte, ich würde die schöneren Bücher als sein Verlag veröffentlichen, woraufhin ich erwiderte, dass seine Bücher mir immer als Vorbild gedient hätten. Er plante auch, meine Leiris-Ausgabe in sein französisches Verlagsprogramm zu übernehmen, doch letztendlich wurde dieses Projekt nicht realisiert.

Was hat Sie dazu bewogen, den Verlag 1984 an Campus zu verkaufen?

Das hatte ganz persönliche Gründe: Zum einen ist man als Verleger eigentlich nur noch ein halbherziger Liebhaber, die größere Hälfte gehört dem Verlag. Die Freundin meinte, ich müsse mich zwischen ihr und dem Unternehmer in mir entscheiden. Da habe ich mich für die Frauen entschieden, das war klar. Es war ein Job, bei dem man rund um die Uhr da sein musste: Es ging am Morgen los, die Papierhersteller riefen mich wegen Detailfragen an, und am späten Abend meldeten sich dann die Autoren und Übersetzer mit ihren Wünschen. Ich ging auch nachts immer nochmal in den Verlag.

Dazu kommt noch ein anderer Punkt, der genauso wichtig war: Ich wollte ja nicht Verleger werden, ich wollte Autor sein. Während meiner Tätigkeit im Verlag schrieb ich genauso weiter wie zuvor, ich nahm mir auch nie Geld aus dem Verlag. In den achtziger Jahren begannen zudem viele Veränderungen, die Buchhaltung wurde umgestellt auf Computer, während ich noch mit diesen Heften und Büchern im Lager des Verlags saß, alles verrechnete und die Bestellungen per Hand verpacken ließ, bevor sie versendet wurden. Ich hätte dann wirklich expandieren müssen, denn die bestehende Größenordnung war genau an der schwierigen Grenze - doch ich wusste, wenn ich das jetzt weiter verfolge, dann bin ich kein Autor mehr, ausschließlich Verleger. Also bot ich den Verlag zum Verkauf an, es kamen sofort verschiedene Rückmeldungen, und Campus gewährte mir die inhaltliche Autonomie, als gesonderte Edition.

Was genau bedeutete es, dass Sie die inhaltliche Autonomie behielten?

Ich habe das Programm selbst bestimmt, während Campus die Herstellung und den Vertrieb übernahm. Zu Beginn hatte

¹³ Marcel Mauss, Marokkanische Reise, Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1980.

¹⁴ Beuys, Joseph. Naturerfahrung in Afrika. Und: Sandzeichnungen in Diani. Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1980.

¹⁵ Hubert Fichte, Psyche - Anmerkungen zur Psychiatrie in Senegal, Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1980.

¹⁶ Leiris, Michel / Griaule, Marcel, Masken der Dogon. Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1980.

¹⁷ Afrikanische Felsbilder. Qumran Verlag, Frankfurt am Main, 1980.

ich noch einen eigenständigen Prospekt, dann wurde alles in den Campusprospekt hineingenommen. Und wie es dann immer so ist, sie wollten doch mitbestimmen, die anderen Lektoren fühlten sich zu Recht benachteiligt. Sie mussten alle Titel vorstellen und besprechen, während ich freie Hand hatte. Es begann also ein schleichender Prozess der Veränderung. Einige meiner Titel waren auch schlichtweg nicht kalkulierbar, das wurde bei mir ja immer von den erfolgreicherer Büchern mitgetragen, beispielsweise durch die Veröffentlichungen der psychoanalytischen Titel. Die psychoanalytischen Bücher und die Leiris- und Segalen - Werkausgaben wurden dann auch vom S. Fischer Verlag aufgelegt, als Taschenbuchausgabe.

Wie erklären Sie sich, dass ethnologische Buchreihen in Deutschland weit weniger gut ankommen als in anderen Ländern?

Das ist eine schwierige Frage. Ich weiß es letztlich auch nicht. Wenn man heutzutage einen Verlag mit der gleichen Begeisterung gründen würde, wie ich es damals tat, und darauf achtet, dass er die Ethnologie hin zur Literatur, zum Film und zu den neuen Medien öffnet, dann könnte es durchaus funktionieren. Man darf zwar nicht den Anspruch haben, immer eine Auflage von fünftausend Exemplaren zu erreichen, aber zwei- bis dreitausend im Schnitt wären sicher möglich. Das wiederum lässt sich aber in einem großen Verlag nicht kalkulieren. Ich habe damals auch erlebt, dass die anthropologische Reihe des Carl Hanser Verlags - da wurden beispielsweise Michel Foucault und Marcel Mauss publiziert - weit weniger als der Qumran Verlag verkaufte. Das lag auch daran, dass die Vertreter größerer Verlage solche Titel bei ihrer Buchhandelsreise erst ganz am Schluss anboten, während ich da ganz offensiv mit dem Anspruch von „Spitzentiteln“ rangegangen bin. Das war der Unterschied.

Aber bin ich sicher, dass man auch heute solche Bücher in bestimmten Größenordnungen verkaufen könnte. Es ist nur schwierig, sich unter den jetzigen ökonomischen Zwängen an einen größeren Verlag anzugliedern. Suhrkamp macht ja praktisch keine ethnologischen Titel mehr, es sei denn, sie stehen in Zusammenhang mit den Kultur- und Medienwissenschaften. Der Reimer Verlag ist ein rein akademischer Ethnologie-Verlag. Die Trickster-Reihe im Peter Hammer Verlag gibt es nicht mehr. Letztlich ist es also ein Verlagsproblem, wobei wir innerhalb der akademischen Ethnologie die Bereitschaft haben müssten, dass die Lehrenden solche Bücher auch den Studenten anbieten. Es gibt inzwischen beispielsweise schon eine junge Generation von Zwanzigjährigen, die Hubert Fichte gar nicht mehr kennen und seine Bücher auch kaum in den Buchläden finden würden. Das ist nicht in den Lehrplan integriert und ein Seminar zu Fichte würde sicherlich als exotisch wahrgenommen werden. Zudem passiert es mir auch, dass ich immer wieder Anfragen von ehemaligen Studierenden bekomme, die mir erklären, dass sie ohne meine Arbeiten - etwa zu Fichte, Segalen oder Leiris - nie Ethnologie studiert hätten. Inzwischen arbeiten sie in verschiedenen Berufen und möchten wissen, wie es denn heute im Fach und an der Uni aussieht. Ich kann das aber nur partiell beantworten, denn ich erfahre vieles auch nur über Freunde und Kollegen.

Wie würden Sie Hubert Fichte aus Ihrer Sicht beschreiben? Woher kam sein Interesse am Fach?

Hubert Fichte war ja ein Autodidakt, und Autodidakten tragen lebenslang die *Wunde Bildung* mit sich herum. Letztendlich war er gebildeter als wir alle, sprach diverse europäische und afrikanische Sprachen und lernte - wie auch Georges Devereux - später noch Griechisch. Er kannte die französische Literatur sehr gut und er wusste viel von den afrikanischen und lateinamerikanischen Literaturen. Sein hohes Niveau an Bildung war jedoch auch mit großer Anstrengung verknüpft. Es wäre für ihn die Erfüllung eines großen Traums gewesen, eine Professur zu bekommen – er hätte sie wirklich verdient gehabt!

Wir sprachen oft darüber, dass er seine ethno-poetische Arbeit als Forschung begriff. Es gibt von ihm diese schöne Formulierung: Die Logik der Poesie und die Poesie der Logik erkennen. Die Erforschung dieses Wechselspiels, das war eine seiner großen Ideen. Dazu kam für ihn die Verantwortung gegenüber der Sprache, die Verantwortung gegenüber den anderen Kulturen und den Menschen. Er kannte die Rituale sehr gut, und die synkretistischen Vermischungen. Und er wollte wahrhaftig sein, seine Verfahren und seine Motivationen offenlegen. Einmal hat er beispielsweise Bruce Chatwin vorgeworfen, dass dieser seine Forschungsvorhaben, sein Schreiben um den Anteil der Erfindung bei seinen Figuren nicht offengelegt habe. Fichte und Leonore Mau hatten hingegen eher das ethische Ideal, das wirklich offenzulegen. Chatwin war ein extrem unruhiger Mensch, wirklich ein Nomade. Er war auch ein getriebener Mensch – also getrieben im wörtlichen Sinne. Beide, sowohl Chatwin als auch Fichte, waren stark von ihrer Sexualität getrieben. Fichte hat ja mal - sehr zum Entsetzen der akademischen Ethnologie - ganz öffentlich in einem Vortrag im Frobenius-Institut gesagt, dass ein tiefer Beweggrund für seine Reisen nach Afrika die Afrikaner mit ihren großen Gliedern seien. Er meinte, das sei nichts, was der Forschung abträglich sei.

Ich bin sicher, ohne ein Begehren, ohne Wünsche und Phantasien und Phantasmagorien würden wir nie in eine uns sehr fremde Kultur gehen und dort wirklich lange bleiben. Warum diese Mühe auf sich nehmen? Georges Balandier etwa erinnerte sich daran, wie er als Schüler einem Freund ein Foto zeigte, auf dem sein Onkel abgebildet war. Neben ihm ein eingeborener Jäger, der mit einem abgeschlagenen Kopf einer Jagdtrophäe für die Aufnahme posierte. Die beiden

Interview vom 17.11.2009, durchgeführt in H.-J. Heinrichs Wohnung in Berlin (Freigabe durch H.-J. Heinrichs am 27.07.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Jungen schworen sich, später selbst wilde Tiere zu erlegen, und Balandier sagte, er gehe nach Gabon. Später ging er dann tatsächlich nach Gabon, als Ethnologe, auch ein Großwildjäger, der erobern möchte – die „Trophäen“ seien die „Wilden“, die er in seinen Büchern beschreibt. Auch ein Ethnologe ist letztlich jemand, der Besitz ergreift.

Als Schriftsteller kann man diese Thematik besser bearbeiten, während die akademische Ethnologie solche Spuren eher verwischt, um Grenzen zu ziehen. So wie - gestatten Sie mir diese spontane Assoziation - eine Mutter dem spielenden Kind irgendwann zu verstehen gibt, dass jetzt Schluss sei. Das Kind spielt ja einfach, es gibt da eigentlich kein Ende. Georges Devereux, an dessen Seminaren in Paris ich einmal teilgenommen habe, hat das sehr treffend beschrieben, er nannte das die »Erträglichkeitsgrenze«. Diese Grenze wird von den Ethnologen in der Regel sehr früh angesetzt. In einem anderen Seminar zeigte ich zum Beispiel mal einen Film, in dem unter anderen zu sehen war, wie eine Kuh - wenn ich mich recht erinnere: im Südsudan - angestochen wurde und man von ihrem Blut trank. Als ich die Studenten nach dem Film darum bat, eine Wiedergabe des Gesehenen zu liefern, wurde diese Szene gar nicht erwähnt. Warum? Weil das, was man als emotional zu schwierig, zu »unerträglich« empfindet, aus der Wahrnehmung ausgeschlossen wird. Diese Ausgrenzung ist ein ganz wichtiges Element. Daher meine ich, dass die Ethnologen nicht nur konventionelle Forschung betreiben, sondern immer auch zusammen mit einem Filmmacher, einem Schriftsteller, einem Soziologen und einem Psychoanalytiker arbeiten sollten. Sie müssten über alles sprechen und die blinden Flecken aufdecken.

Wie stehen Sie zu der Aussage, dass die Ethnologie heutzutage ein Fach sei, in dem man zwar Karriere machen kann, dadurch aber all jene Personen ausgeschlossen werden, die aus Passion oder der Lust an der Erkenntnis zur Ethnologie kamen?

Ich denke, dass heute viele Studenten zu früh mit dem pragmatischen Blick „geimpft“ werden, dass sie mit einem abgeschlossenen Ethnologiestudium beispielsweise im Museum arbeiten können. Wir haben ja nicht mit der Ethnologie begonnen, um in eine bestimmte berufliche Richtung einzuschlagen, sondern wir haben das aus Freude und Begeisterung studiert – auch weil wir die feste Überzeugung hatten, dass das Fach ganz stark etwas mit uns zu tun hat. Diese Verschulung der Universität gefällt mir nicht. Zugleich höre ich, dass es einen immensen Zuwachs an Studenten der Ethnologie gibt. Auch die Lehrstellen verzeichnen einen Zuwachs, während ich in Bezug auf die Außenwahrnehmung kaum noch Resonanz erkennen kann. Da sehe ich heutzutage eigentlich nur noch Hans Christoph Buch und Michael Roes, die den ethnographischen Blick weitertragen. Für mich selbst kann ich sagen, dass die Ethnologie als Erfahrungs-, Erkenntnis- und Wissensform ein so fester Bestandteil meines Zugangs zur Welt und meiner Wahrnehmung von Wirklichkeit geworden ist und sie so unauflösbare Beziehungen zur Philosophie, Psychoanalyse und Literatur eingegangen ist, dass ich gar nicht mehr von ihr absehen kann. Ich denke, es läge an der Ethnologie selbst, dass sie aktiv wird und mehr Nicht-Ethnologen in ihr Fach ziehen würde. Man kann ja durchaus entsprechende Workshops und Colloquien machen, ich bin sicher, dass so etwas die Studenten begeistern würde.